

Zwei Ausnahme-Geigerinnen in der Tonhalle

Am Wochenende waren Isabelle Faust mit dem zweiten Bartók- und Anne-Sophie Mutter mit dem Tschaikowsky-Konzert zu erleben.

VON HEIKO SCHMITZ

DÜSSELDORF Die Solistinnen, die am Wochenende in der ihnen vertrauten Tonhalle zu hören waren, freuten sich auf persönliche Premieren: Anne-Sophie Mutter war schon 16-mal unter der Sternenkuppel zu Gast und spielte am Samstag erstmals mit einem „Rising Star“ aus dem immer noch kleinen Kreis internationaler Top-Dirigentin zusammen: der US-Amerikanerin Karina Canellakis, Gastdirigentin des London Philharmonic Orchestra. Isabelle Faust, vor drei Jahren Residenzkünstlerin in Düsseldorf, hatte zum ersten Mal Adam Fischer an ihrer Seite.

Der Chefdirigent der Düsseldorfer Symphoniker genoss das rein ungarische Programm des „Sternzeichen“-Konzerts und seine Rückkehr auf das Podium nach einem Unfall im Herbst. Dass er Lust und Leidenschaft auf sein Orchester übertragen konnte, war nicht nur in Béla Bartóks populären „Rumänischen Volkstänzen“ zu erleben. Auch nach der Pause war die Freude am Musizieren hör- und sichtbar: Zoltán Kodálys sieben lautmalerische Sätze aus der Opernmusik zu „Háry János“ von 1926 – hier der wiederkehrende Bezug zu 100 Jahren Tonhalle – geriet zum gefeierten Spektakel mit herrlichen Klangfarben und musikalischen Soli von Viola, Cello und Bläsern. Jenő Lisztes verbreitete mit dem Cimbalon, dem „Hackbrett“, ungarisches Kolorit. Ein fantastisch orchestriertes Stück, das Fischer treffend als „witzig“ und Intendant Michael Becker als „schmissig und fröhlich“ charakterisierten.

Lisztes war schon bei der Zuga-be von Isabelle Faust zu hören gewesen, mit der zusammen er ein Geburtstagsständchen für György Kurtág spielte, der am 19. Februar 100 Jahre alt wurde. Vier kurze Sätze aus dessen hoch expressiven „Zeichen, Spiele und Botschaften“



Gewissenhaft und virtuos: Isabelle Faust.

FOTO: SUSANNE DIESNER/TONHALLE

für Solo-Violine gingen attacca, also ohne Unterbrechung, in das Violinkonzert über: „Es ist Musik vom gleichen Geist“, sagte Fischer. An seiner Seite und aufmerksam begleitet von den Symphonikern fühlte sich die Solistin merklich wohl. Faust spielte Bartóks zweites Violinkonzert, das er kurz vor seiner Emigration in die USA 1938 komponierte, atemberaubend gut.

Vom ersten Ton an, schon bei

Kurtágs Miniaturen, flutet Faust den Raum mit Licht und konzentriertem Klang, zwischen den Sätzen war es mucksmäuschenstill. Bartóks komplexes Werk voller Schönheit und Schmerz verlangt Beschäftigung mit der Materie, Virtuosität und Expressivität bis ins Detail. Faust zeigt große Souveränität im Umgang mit den Höchstschwierigkeiten und Untiefen des Stücks. Ihr Ton ist intensiv, edel und bei jeder Lautstärke von



Explosiv und leidenschaftlich: Anne-Sophie Mutter.

FOTO: JULIA WESELY/HEINERSDORFF

großer Reinheit. Ihre Bogentechnik fasziniert, ebenso die scheinbare Mühelosigkeit ihres Spiels. Gewissenhaft, aber nie akademisch, entfaltet sie den Charakter der nicht immer einladenden Musik, ohne je den musikalischen Faden zu verlieren. Sie behält stets den Überblick. Und die Contenance: Ein perfektes Match aus höchstem geigerischen Können und Vertrautheit mit Bartóks Werk, dessen Herausforderun-

gen sich die Interpretin seit ihrer Jugend stellt.

Ein Match sind auch Anne-Sophie Mutter und Piotr Tschaikowskys D-Dur-Konzert. Das Stück begleitet sie schon lange: Sie spielte es bereits 1985 im letzten Konzert mit ihrem großen Mentor Herbert von Karajan. Schon ihr mondäner Auftritt ist ein Statement. Feierlicher Ernst macht sich breit: Mutter kommt im hellblauen, figurbetonten Abendkleid, wie immer schulterfrei. Sie nutzt auch in Düsseldorf den von ihr selbst so genannten „breiten Pinsel“, den voluminösen Ton, für das 1878 in für Tschaikowsky schwerer Zeit entstandene Werk. Das symphonische Bravourstück ist anders als Bartóks Brocken nahezu ein Selbstläufer, für die Zuhörer wohl gemerkt; Mutter hingegen macht aus der Anstrengung, die der Solopart erfordert, kein Hehl. Denn Tschaikowsky selbst setzt, wie die Interpretin, auf Überwältigung und umarmt die Hörer mit den Themen und Motiven seines einzigen Violinkonzerts. Mutter stürmt voran, spielt mit großer Energie und Emphase. Ihr intensives Vibrato prägt den süffigen Klang, häufig setzt sie Glissandi als Stilmittel ein. Ihre Geige klingt sehr sonor in den unteren Registern, strahlend in den luftigen Höhen.

Die Tempi im ersten und dritten Satz sind ambitioniert, trotz halbsbrecherisch virtuoser Passagen, die sie mit Bravour bewältigt. Besonders schön gelingen ihre Kadenz im ersten und der zweite Satz, die lyrische Canzonetta, in der sie einen traumhaften Dialog mit den exzellenten Holzbläsern führt. Angesichts der Ovationen huscht ein Lächeln über ihr Gesicht, herzlich umarmt sie Karina Canellakis, mit der sie eine Zugabe spielt, die ihr früherer Ehemann André Previn für sie komponiert hat, ein sentimentales Stück aus „Tango, Song und Dance“.

Wie im „Sternzeichen“-Konzert sorgte freilich die zweite Hälfte für den größten Jubel. Musizierten Canellakis und ihr formidables London Philharmonic Orchestra in Jean Sibelius' Suite „Pohjolas Tochter“ noch eher verhalten, aber hochkultiviert, lösten sie bei Ludwig van Beethovens siebter Sinfonie alle Fesseln. Canellakis' klares, knackiges Dirigat hielt das Orchester in ständiger Bewegung, auch im himmlischen zweiten Satz, dem Allegretto. So explosiv, so leidenschaftlich, so musikalisch hat man Beethoven selten gehört.

INFO

Beide haben ein Herz für Stradivari-Geigen

Isabelle Faust 1972 im schwäbischen Esslingen geboren, bekam ab dem fünften Lebensjahr Geigenunterricht; wichtige Lehrer: Christoph Poppen und Dénes Zsigmondy. 1987 begann ihre Solokarriere mit dem Sieg beim Leopold-Mozart-Wettbewerb, 1993 gewann sie den Paganini-Wettbewerb. Ihre erste Aufnahme erschien 1996 mit Werken von Bartók. Sie spielt die „Dornröschen“-Stradivari von 1704.

Anne-Sophie Mutter Geboren 1963 im südbadischen Rheinfelden, wollte mit fünf Jahren Geigenunterricht erhalten und wurde aufgrund ihrer Begabung von der Schulpflicht entbunden. Nach dem Geigenunterricht bei Erna Honigberger prägte sie besonders Geigerin Aida Stucki. 1976 debütierte sie in Luzern und 1977 in Salzburg unter Karajan. 1986 erhielt sie einen Lehrstuhl an der Royal Academy of Music in London. Sie spielt zwei Stradivari-Geigen.